

**Begrüßung der Festversammlung des Vereins Literaturlandschaften e.V. am  
18. April 2015, 15.00 Uhr, im Deutschordenschloss Bad Mergentheim, durch  
den Vorsitzenden Karl Koch**

---

Liebe Mitglieder und Freunde der Literaturlandschaften aus Deutschland, Österreich, Frankreich und aus den USA, liebe Frau Trentin-Meyer, liebe Gäste.

Die Jahrestagungen der Literaturlandschaften lieben es, sich an Orten niederzulassen, die mit einer gewissen Arroganz der Unvergänglichkeit die Botschaft vermitteln, dass wir Menschen es sind, die kommen und gehen und nicht so sehr die Bauwerke. Franz Kafka hat einmal in diesem Kontext formuliert, dass solche Häuser viel weiser seien als die Menschen, die sie anstarren.

Der Verein Literaturlandschaften begibt sich gern in den Bann solcher Stätten. Und wie gilt dies gerade auch für den Ort, der uns in diesen Tagen teilhaben lässt an seiner langen Geschichte als einer Machtzentrale des Deutschen Ordens. Natürlich hat der Dichter Eduard Mörike, dem unsere ganz besondere Tagungsaufmerksamkeit heute gilt, zu Lebzeiten wohl keinen Platz in diesem Haus gehabt. Als vermutlich etwas ungewöhnlicher Frühpensionär schlug er sich nebenan im Ort zunächst mit der jüngeren Schwester Klara durch, dabei unbewusst dafür Sorge tragend, der bedeutenden Stadt weitere Würde zukommen zu lassen, wie es nur Musik, Literatur und Kunst können.

Meine Damen und Herren, wer sich einer Biographie der Vergangenheit widmet, tut gut daran, es mit einer heiteren Barmherzigkeit zu tun, ist doch jede Gestalt der Vergangenheit, der wir unsere Aufmerksamkeit gönnen, uns vollständig ausgeliefert. Auch bei Eduard Mörike hat diese Verfügungsgewalt späterer Generationen ihre positiven wie negativen Früchte getragen.

Positive in dem Sinne, dass sein vor allem lyrisches Überleben bis heute kaum gefährdet ist, und zwar aus dem besten aller Gründe, den ein Dichter sich wünschen kann, nämlich: dass die Lesebücher aller Schulformen nicht auf ihn verzichten können. Das ist etwas ganz Erhabenes.

Negativ in dem Sinne, dass er bis vor wenigen Jahren fast ausschließlich in der Rolle des verträumten Biedermeier-Idyllikers agieren musste, der die Fanale seiner Epoche, die doch zwischen 1789 und 1848 vielfach auf Revolution standen, weder wahrgenommen geschweige denn besungen hat.

Erst in den letzten Jahren hat zum Beispiel die Stuttgarter Germanistin Barbara Potthast reihenweise, sagen wir: „revolutionäre Spuren“ in Mörikes Werk nachgewiesen, sowohl in der Lyrik, etwa im „Feuerreiter“, selbst „Im alten Turmhahn“, wie auch in der Mozartnovelle, deren fiktive Reise er keineswegs ohne Grund ins brodelnde vorrevolutionäre und durch

Mozarts „Figaro“ angeheizte Prag des Jahres 1787 legt, ebenso im „Maler Nolten“, und vor allem in den Briefen, die die Revolution von 1848 ganz offen begrüßen, so u.a. an den Freund Hartlaub, dem er in jenen Tagen schreibt: „Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden?“

Und man darf überhaupt fragen, wie denn ein Mensch, dessen Bruder eine Gefängnisstrafe mit politischem Hintergrund absitzt und dessen Freundeskreis fast ausschließlich aus Revolutionären, aufmüpfigen Demokraten und bestenfalls kritischen Liberalen besteht, dabei selbst unpolitisch bleiben soll?

Die Antwort liegt aber noch woanders. Es gibt für ihn, ganz abgesehen von einer zeitweise schwer belastenden Fürsorgepflicht für die Mutter und einige Geschwister, was leichtfertige politische Eskapaden ohnehin ausschließen lässt, noch eine höhere Instanz als die Politik, und das ist die Autonomie der Kunst, wie sie bis zum Tod 1832 sein geliebter Halbgott Goethe in Weimar repräsentiert. Und vielleicht hat er recht daran getan, der Macht dieser Autonomie des Großen und Schönen, ihrer reinen Wollust des Gedankens und Wortes und der unerklärlichen Ästhetik ihres Augenblicks in seinem Leben den Primat einzuräumen. Heinrich Heine zeigt uns den anderen Weg. Und auch er hat sicher recht daran getan.

Und es gibt offensichtlich eine künstlerische Konstante in Mörike, eine Basis, von der die Kraft ausgeht, allen ernsthaft ablenkenden Verlockungen zu widerstehen und von der aus ebenso alle Demütigungen und Verletzungen des Lebens gesteuert und in ihre Schranken gewiesen werden können.

Dabei haben wir es keineswegs mit einer sich fern aller Realität begnügenden Künstlerseele zu tun. Dass bereits der Tübinger Stiftler mit einer gewissen Lebensschlitzohrigkeit behaftet war, hat ein Kommilitone uns so überliefert: „Mörike, einer der meistbestraften Stiftler, kam mit der Hausordnung sehr oft in Verwicklung.“ Und er nennt als Gründe „Verspätung, Herumtreiben, ungehörige Kleidung, verbotenes öffentliches Tabakrauchen.“ Und der Kommilitone vergisst auch nicht zu erwähnen, dass Mörike angesichts der vielen Strafen dafür sich „je ein graues Haar hätte wachsen lassen.“ Wenn Ihnen das möglicherweise aus der eigenen Jugend alles peinlich bekannt vorkommt, nehmen Sie es leicht.

Vielleicht darf man sogar vermuten, dass sich ein gewisser „Schlitzohrigkeitsfaktor“ als Grundzug seines Charakters aus jenen Tagen als „meistbestrafter Stiftler“ durch sein Leben zieht.

Viele von Ihnen wissen, dass die Liebe zu einer nicht nur be-, sondern zudem verzaubernden jungen Rumtreiberin, in der Sprache der Zeit wird sie ein zigeunerhaftes Wesen genannt, den Studenten in seinen Grundfesten erschüttert. Als Peregrina durchzieht sie sein ganzes Dichterleben. Und zwar so sehr, dass Albrecht Goes, einer seiner liebevollsten Biographen, mit Blick auf diesen produktiven Lebensstachel fragt, ob es wirklich die „ungelösten Geheimnisse unseres Lebens sind, die am meisten in uns bewirken“. Übrigens eine Frage, die man sich selbst nur in größter Ehrfurcht vor den eigenen seligen Abgründen beantworten kann.

Lassen Sie uns noch einen Blick auf den Kirchenbeamten und 39-jährigen Frühpensionär werfen. Solche Daten treffen uns ja immer in der eigenen Lebenssoziologie. Er scheint offensichtlich, was das Dienstliche und Amtliche betrifft, nicht zu den „Machern“ zu gehören, sondern eher zu den Gemächlichen, den Kontemplativen, die wir leichtfertig auch als Müßiggänger bezeichnen.

Aber, meine Damen und Herren, es ist, so auch im Fall Eduard Mörike, ein ganz großes Geheimnis in der Welt auch um den Müßiggang, und man glaube ja nicht, dass man es gelöst hat, nur weil man selbst zu den Frühaufstehern gehört.

Jedenfalls schenkt einer wie Mörike der Welt keine Atombomben, sondern einen Vers wie diesen: „Wie heimlicher Weise ein Engelein leise / mit rosigen Füßen die Erde betritt.“ Oder diesen: „Gelassen stieg die Nacht ans Land / Lehnt träumend an der Berge Wand“, oder: „So ist die Lieb`! So ist die Lieb`! / Mit Küssen nicht zu stillen“, und, Sie haben es noch von vorhin im Ohr: „Laßt dies Herz alleine haben / Seine Wonne, seine Pein.“

Es ist viel „Schädelmagie“ dabei, wie ein anderer Dichter solche Verse genannt hat, die wir nicht wieder loswerden. Und dass der Komponist Hugo Wolf, dem man einen geradezu ängstlichen Respekt vor den Gedichten, die er vertonte, nachsagt, sich so tief in Mörikes Lyrik verlor, hat durchaus seine Gründe.

Der Name Hugo Wolf gibt mir Gelegenheit, unserer musikalischen Begleitung Frau Albes und Frau Klepper zu danken für ihren, in Gesang und Klavierspiel auf eigene Weise noch einmal spürbaren Respekt Hugo Wolfs vor dem Dichterwort.

Es ist ja auch ein alter Streit um das vertonte Dichterwort, und jedes Mal muss er neu entschieden werden. Wir folgen Hugo Wolf und Ihnen dabei mit großem Vergnügen.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich noch kurz ein wenig beachtetes Kapitel aus Mörikes Leben herausstellen.

Nur wenigen von Ihnen wird bekannt sein, dass wir ihm eine der ersten Pioniertaten unserer Vereinsarbeit zu danken haben, nämlich die Rettung des Grabes von Schillers Mutter auf dem Dorffriedhof von Cleversulzbach. Als er 1834 sein Amt in diesem Ort antrat, war das Grab der dort 1802 bei ihrer Tochter verstorbenen Mutter Schillers vergessen. „Sieh den gesunkenen Hügel; es kennen die ältesten Greise kaum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier“, schreibt er in seinem Gedicht „Auf das Grab von Schillers Mutter“.

Und plötzlich wird er zum Macher und sorgt für die Wiedereinrichtung der Grabstelle, für ein Grabkreuz, auf das er poetisch allein die Worte „Schillers Mutter“ setzt. Und als die eigene Mutter 1841 bei ihm in Cleversulzbach stirbt, legt er sie neben die Mutter seines großen Landsmannes.

Immer wenn ich irgendwo in der Nähe bin, mache ich den kleinen Abstecher auf den abgelegenen Friedhof und freue mich über die dank Eduard Mörike erhaltenen beiden Gräber.

Nie wieder wird eine Schillerbiographie und inzwischen natürlich auch Mörikebiographie auf das Bild der beiden schlichten Grabkreuze für die Dichtermütter verzichten können. Sie gehören in ihrer winzigen Gestalt zum unverzichtbaren Inventar unserer Kultur. Ist es ein absurder Gedanke, Eduard Mörike angesichts seiner Fürsorge für die deutsche Literaturtopographie zum „Ehrenmitglied in der Vergangenheit“ zu ernennen? Vielleicht finden wir in der anschließenden Mitgliederversammlung der Literaturlandschaften dafür eine Mehrheit.

Natürlich trugen wir im Rahmen dieser Tagung Sorge dafür, dass auch das Grab des Dichters selbst auf dem Pragfriedhof in Stuttgart nicht vergessen wurde. Herr Grandel aus Stuttgart, der unter uns ist, sorgte auf Bitten des Vorstandes mit Blumengebinde und einem Tagungshinweis für den Gruß unserer Festversammlung.

Und glauben Sie nicht, wir hätten Hugo Wolf auf dem Zentralfriedhof in Wien vergessen! Unser Ehrenmitglied Dietmar Grieser, den ich hier bei dieser Gelegenheit noch einmal ganz besonders begrüße, legte sogar rechtzeitig zum 155. Geburtstag des Komponisten, am 13. März, ebenfalls auf Bitten des Vorstandes Blumengruß und Dank auf das Grab des Komponisten. Herrn Grandel und Prof. Grieser sei dafür herzlich gedankt.

Wie sehr solche Fürsorge Spuren hinterlassen kann, beweist das vielen von Ihnen bekannte Beispiel unseres verstorbenen Ehrenmitgliedes Erich Rietenauer, der im April 2002 am Grab von Alma Mahler-Werfel auf dem Grinzinger Friedhof in Wien auf unsere Spur geriet und seitdem den Literaturlandschaften auf schönste Weise verbunden war. Ich begrüße bei dieser Gelegenheit ganz herzlich, ich darf das so sagen, seine heutigen Botschafterinnen aus Wien, Helga Plachenka, Frau Dr. Fischer-Plachenka und Frau Dr. Irene Nawrocka.

Meine Damen und Herren, ich möchte zum Schluss in dieser schönen Stadt nicht vergessen, des hier 1872 geborenen Lyrikers und Erzählers Hans Heinrich Ehrler zu gedenken, dessen Werk, unter anderem der seinerzeit hochgelobte Roman „Reise in die Heimat“, in Bad Mergentheim wohl bewahrt ist.

Und unter den Dichtern und Denkern, in deren Werk Bad Mergentheim verewigt ist, nenne ich Karl Julius Weber, Wilhelm Heinrich Riehl, Günter Metken, Gottlob Haag und Heinz Gräter. Auch sie trugen dazu bei, dass Bad Mergentheim als Stätte deutscher Literatur seinen guten Namen verdient.

Danken darf ich zum Schluss noch der Direktorin Frau Trentin-Meyer und ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen für die überaus freundliche Aufnahme und vor allem für die Bereitschaft, uns Eduard Mörike im Kontext seiner, wie Jean Paul sie genannt hat, „zuverlässigsten Freuden des Lebens, den häuslichen“, vorzustellen. Sie alle wissen, dass der immerhin inzwischen bald 50-Jährige hier in Bad Mergentheim ins feierliche Joch des Ehestandes geriet.

Aber vorher freuen wir uns zunächst auf die „Nixe Binsefuß“ in der Interpretation von Hugo Wolf, Yvonne Albes und Mariko Klepper.

Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit.